

**Zeitschrift:** Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles  
**Herausgeber:** Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft  
**Band:** 20 (1977)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Basler Büchersammler  
**Autor:** Steinmann, Martin / Wessendorf, Berthold / Gröbli, Fredy  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-388270>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

BASLER BÜCHERSAMMLER\*

I. JOHANNES HEYNLIN DE LAPIDE (1430–1496)

Unter den Basler Büchersammlern des Mittelalters, deren Leben wir kennen und deren Schätze erhalten geblieben sind, ist Johannes Heynlin der bedeutendste<sup>1</sup>. Zwar war er um 1430 in Stein im Badischen geboren worden (daher sein Zuname «von Stein» oder lateinisch «de Lapide»), doch führte ihn das Leben immer wieder in die Stadt am Rheinknie; hier genoß er hohes Ansehen, und als er im Jahre 1496 gestorben war, verlangten die Professoren der Universität, der berühmte Gelehrte möge an sichtbarer Stelle im Münster begraben werden statt in der Stille der Kartaus. Ihre Bitte blieb erfolglos, doch Heynlins Name ist in Basel nie mehr in Vergessenheit geraten, nicht zuletzt seiner Bibliothek wegen.

Es ist oft von Humanismus die Rede im Zusammenhang mit Heynlin, und auch wir werden davon zu sprechen haben. Um so wichtiger ist es festzuhalten, daß Heynlins Persönlichkeit ganz in der spätmittelalterlichen Welt und in ihren christlichen Traditionen wurzelt. Dem entsprechen auch die Quellen. Seinen äußeren Lebensweg können wir in Werken und begleitenden Akten verfolgen, doch immer steht sein Tun und

Wirken im Vordergrund. Über sich selber, über sein Erleben und Fühlen hat sich Heynlin nicht geäußert, er hat sich nicht nach Humanistenart in Briefen dargestellt, und auch seine Schriften sollten anderen dienen, nicht den Autor beleuchten. So bleibt sein inneres Werden ebenso im Halbdunkel wie die Grundlagen seiner äußeren Existenz, von der familiären Herkunft über Freunde und Gönner bis zu den Pfründen, welche die materielle Basis seines Lebens gewesen sein müssen.

Heynlins Biographie teilt sich in geradezu exemplarischer Weise in drei Abschnitte. Das Streben des Jünglings und jungen Mannes galt der Wissenschaft. Über die Universitäten von Leipzig und Löwen kam er nach Paris und schloß sich dort einem Kreis junger Gelehrter an, welche humanistische Studien trieben. Ihr Ziel war es allerdings weniger, altrömisches Wesen zu erneuern; vielmehr wollten sie von den Quellen her die lateinische Sprache und die ausgetrocknete scholastische Theologie beleben. In Heynlins Studienzeit fällt auch der erste große Aufenthalt in Basel: Als Haupt einer ganzen Gruppe von Pariser Scholaren zog er 1464 auf die Universität am Rhein und wußte es durchzusetzen, daß die philosophische Schule der «via antiqua», des Realismus, neben der bisher allein herrschenden nominalistischen «via moderna» als gleichberechtigt anerkannt wurde<sup>2</sup>. Drei Jahre später kehrte er an die Seine zurück, zählte bald zu den angesehensten Gliedern im Kollegium der Sorbonne, und 1472 promovierte er an der Universität Paris zum Doktor der Theologie. Das war der höchste und angesehenste Studienabschluß, den es im christlichen Abendland überhaupt gab.

---

\* Aus Anlaß des IX. Internationalen Bibliophilen-Kongresses hatte die Universitätsbibliothek Basel im Herbst 1975 eine Ausstellung über «Basler Büchersammler vom Spätmittelalter bis zur Barockzeit» veranstaltet, die nochmals zur Jahresversammlung der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft vom 7./8. Mai 1977 gezeigt wird. Die Redaktion dankt den drei Verfassern der hier folgenden biographischen Skizzen dafür, daß sie sich trotz starker Beanspruchung durch ihr Amt als wissenschaftliche Bibliothekare bereitfanden, die Persönlichkeiten vorzustellen, die durch ihre Sammeltätigkeit bis zum heutigen Tag weit über Basel hinaus nachwirken.

Nun wurde aber Heynlin nicht ein gefeierter akademischer Lehrer. In seinem mittleren Lebensabschnitt, 1474 bis 1487, wandte er sich der Predigt und der Seelsorge zu. Zuerst wirkte er in Basel, Tübingen, Baden, in der Eidgenossenschaft und benachbarten Orten. Wieder fand er Erfolg: Dreimal hat ihn der Berner Rat berufen, damit er die «Romfahrt» predige, den großen Ablass, welcher die Bürger von ihren Sünden befreien sollte – es war die Zeit der Burgunderkriege, und mancher mochte solche Vergebung bitter nötig haben. Heynlin erfüllte seine Aufgabe in Bern mit so viel Geschick und volkstümlicher Eindringlichkeit, daß der Rat nicht nur von ihm angeregte Reformen durchführte, sondern auch Schritte unternahm, um ihn ganz in der Stadt zu behalten. Dazu kam es zwar nicht, doch wurde er Prediger und Kanonikus am Münster zu Basel.

Und wieder folgt eine jähe Wende: Im Jahre 1487 ist Heynlin als Mönch in die Basler Kartaus eingetreten, um endlich zur Ruhe zu kommen und seine Seele auf den Tod vorzubereiten. Dieser Schritt wurde nicht von allen seinen Zeitgenossen verstanden. Ein Berner sagte offen, daß Heynlin in der Welt besser hätte Gott dienen können. Viele meinten, er solle durch päpstlichen Dispens die Möglichkeit erlangen, wieder öffentlich zu predigen oder gar Vikar des Bischofs von Straßburg zu werden, und andere hätten ihn gern wenigstens in der Kartaus an Stelle des zwar auch studierten und tüchtigen, aber wenig glänzenden Jakob Luber als Prior gesehen. Heynlin selber hat sich an die strenge Klosterzucht nicht leicht gewöhnen können, doch Luber leitete ihn mit fester Hand, und es gab auch Freunde, welche seinen Schritt begriffen. Ein langes Kapitel in Sebastian Brants Narrenschiff verteidigt ihn, ohne allerdings einen Namen zu nennen. Heynlins Gaben brauchten übrigens im Kloster nicht brach zu liegen: Seine Predigten wurden weiterhin geschätzt – allerdings konnte er sie nur noch vor seinen Mitbrüdern halten –, er verfaßte einige

kleine geistliche Schriften, und der Buchdrucker Johannes Amerbach bediente sich seiner philologischen Kenntnisse, um die Bibel und Texte von Kirchenvätern in bereinigter Textgestalt herauszugeben.

Daß Heynlin als Stätte seines neuen Lebens ausgerechnet die Basler Kartaus gewählt hat, wird niemand verwundert haben: Die Kartäuser waren einer der ganz wenigen Orden, deren Disziplin auch im Spätmittelalter nicht gesunken war. Das kurz nach 1400 gegründete Basler Haus war in der Konzilszeit zu Ansehen und Wohlstand gelangt, unter tüchtigen und gelehrten Prioren blühte die Wissenschaft. Loubers Vorgänger, Heinrich Arnoldi, war ein fruchtbarer und beliebter geistlicher Schriftsteller, Luber selbst hatte als Professor an der Basler Universität gelehrt. So durfte Heynlin auch erwarten, daß das Kostbarste, was er an weltlichen Gütern ins Kloster brachte, gebührende Schätzung finden werde, nämlich seine Bibliothek.

Die 233 gebundenen und 50 ungebundenen Bücher, welche Heynlin in die Kartaus mitbrachte, waren nicht nur wertvoll – über tausend Goldgulden hatte er dafür ausgegeben –, sie lagen ihm auch am Herzen. Und wenn Bibliophilie darin besteht, daß Bücher nicht nur als Mittel zur Information und Unterhaltung gesammelt werden, sondern darüber hinaus als kostbare Gegenstände, sei es als Kunstwerke, als Zeugen geistiger Ereignisse oder als Erinnerung an bedeutende Menschen, so war Heynlin ein echter Bibliophiler. Aus seiner Biographie ergibt sich in logischer Folge, daß die Liebhaberei vor allem in die erste Periode seines Lebens fällt, auch wenn er später seine Bibliothek nicht vernachlässigt hat. Gewiß hat er die große Masse der gedruckten Bücher in seiner mittleren Zeit erworben<sup>3</sup>, aber es ist doch erstaunlich, daß rund zwei Fünftel gedruckt worden sind, bevor Heynlin Paris verlassen hat. Manche dieser frühen Inkunabeln mag er später noch angeschafft haben, doch er pflegte kaum Kauf- oder Besitzeinträge in seine Bücher zu schreiben, so daß

wir davon nichts Genaueres wissen – erst Jakob Louber in der Kartaus hat vermerkt, welche Bücher von Heynlin stammten. Andererseits waren gedruckte Bücher vor 1474 an sich viel seltener als in den achtziger Jahren, und überdies sind für die Pariser Zeit auch Heynlins Handschriften zu berücksichtigen, während unter seinen späteren Erwerbungen Manuskripte kaum mehr vertreten sind.

Vollends deutlich wird das Überwiegen des Bibliophilen in Heynlins erster Periode, wenn wir die Ausstattung seiner Bücher betrachten. Drucke wurden im 15. Jahrhundert normalerweise in losen Bogen verkauft, und er scheute nicht den Aufwand an Zeit und Kosten, der nötig war, sie fertig auszustatten. Dabei entwickelte er einen eigenen Stil, welcher wohl an Pariser Vorbilder anknüpfte, in Basel aber ganz allein steht. Seine Bücher hat er regliert oder reglieren lassen – sein eigener Anteil an diesen Arbeiten läßt sich nicht feststellen –, das heißt, mit rötlicher Tinte wurden die Ränder gezogen und meist auch Linien zwischen den einzelnen Zeilen. Für die Strichelung, die Auszeichnung der Majuskeln, verwendete er nicht Menningrot, wie das sonst üblich war, sondern durchwegs (und auch noch in seiner späten Basler Zeit) gelbe Farbe. Dadurch wird das Schriftbild zwar belebt, es bleibt dabei aber ruhig und gediegen. Wo Ergänzungen zum Text nötig waren, etwa Titel oder Register, schrieb er sie eigenhändig und in sorgfältig geformten Buchstaben, welche sich in der Helligkeit des Schriftbildes nicht allzu stark von den Typen abheben. Auch Hinweise am Rand trug er mit demselben sicheren Geschmack ein. Für die Einbände schließlich bevorzugte er ein schmuckloses, wie mit Wachs behandeltes glattes Leder auf Holzdeckeln, deren Kanten nicht abgeschrägt sind. Erst genaueres Hinsehen zeigt, daß diese Bände einst in den schönsten Farben geprangt haben, gelb, grün, rot und braun; heute sind sie alle stark verblichen. Besonderen Wert legte Heynlin weiter darauf, daß zu Spiegel- und Vorsatz-

blättern dickes und ganz neues Pergament verwendet wurde – ganz im Gegensatz zur überwiegenden Gewohnheit seiner Zeitgenossen, die etwa Stücke veralteter Urkunden mit der Schrift nach unten auch in die Dekkel aufwendiger Bücher klebten.

Neben diesen typischen Heynlin-Bänden finden sich natürlich auch viele abweichende, sei es, daß er selber sie in anderen Werkstätten hat binden lassen – die beschriebene Art ist ohnehin nur in Paris entstanden, später war Heynlin auf andere Buchbinder angewiesen –, sei es auch, daß er bereits gebundene Bücher aus zweiter Hand erwarb.

Bände, für die Heynlin eine noch kostbarere Ausstattung angemessen erschien, sind durchwegs im selben Pariser Atelier ausgemalt worden. Initialen glänzen golden auf blauem und weinrotem Grund mit weißem Fleuronné, Textanfänge sind mit feinem Blätterwerk und Blüten und Früchten in reizvoller, aber stereotyp wiederkehrender Darstellung geschmückt<sup>4</sup>. Ab und zu taucht auch das Wappen des Besitzers auf. Heynlin war ein großer Bücherliebhaber, aber kein Büchernarr. Er brauchte Literatur für seine Studien und konnte die beschränkten Mittel nicht auf einige wenige Prunkstücke konzentrieren. Wie bei den Einbänden hat er so auch im Buchschmuck Maß gehalten: Figürliche Miniaturen gibt es nur in einem einzigen seiner Bände, seinem unstreitigen Lieblingsbuch. Es ist, wie könnte es in einer humanistisch orientierten Bibliothek anders sein, ein Vergil.

Dieser Vergil<sup>5</sup> ist allerdings nicht ein gedrucktes Buch, sondern ein Manuskript. Heynlin hat es, wie einige andere stattliche Bände (meist mit Texten von Aristoteles) selber geschrieben. Von Natur aus war er zu diesem Geschäft nicht sonderlich begabt. Es fehlt ihm der Schwung und eine gewisse Leichtigkeit der Hand, auch seine besten kalligraphischen Werke bleiben etwas steif. Aber wie viele Humanisten war er ein begeisterter Kopist und versuchte, seine Bücher so schön wie möglich zu gestalten. Als Beschreibstoff verwendete er zwar nie aus-



schließlich Pergament, doch für den äußersten und innersten Bogen jeder Lage gab er diesem edlen und dauerhaften Material oft den Vorzug. Beim Schreiben selber liebte er es, zu experimentieren. Gotische Schriften verschiedener Ausprägungen sind bei ihm zu finden, vor allem aber pflegte er die humanistische Minuskel. Wahrscheinlich hat er diese am Anfang des Jahrhunderts in Italien aufgekommene Schrift in Paris kennengelernt, doch wer sein Lehrer gewesen ist, davon haben wir keine Ahnung. Jedenfalls wurde sie seine eigentliche Buchschrift, und auch später, als er keine repräsentativen Codices mehr herstellte, blieben im oft eiligen Gekritzelt etwa seiner Predigtnotizen humanistische Formen erhalten.

Heynlin besaß aber auch bemerkenswerte Codices von anderen Schreibern<sup>6</sup>. Philosophische und theologische Werke stehen neben klassischen Autoren wie Sallust, Ovid, Juvenal, Persius und Priscian<sup>7</sup>. Als Humanist erweist er sich vor allem in der Wahl seiner Exemplare: Arbeitstexte, die ihm weniger ehrwürdig waren, besaß er in anspruchlosen modernen Kopien (zu dieser Kategorie zählen auch allerlei Manuskripte von Zeitgenossen, wie sie bei einem Gelehrten zusammenzukommen pflegten). Klassiker und Aristoteles-Ausgaben dagegen hat er in alten Codices meist des 11. bis 13. Jahrhunderts gesammelt. Wissenschaftliche Tätigkeit und Freude an schönen Büchern gingen oft zusammen: Als er etwa 1473 über das Matthäusevangelium disputierte, kaufte er eine Handschrift des Textes mit der *Glossa ordinaria*, die in einem romanischen Prachteinband steckte, um 1200 in Paris entstanden und mit Stempeln, Horn- und Beinleisten geschmückt war<sup>8</sup>. Es ist eines der schönsten Stücke seiner Bibliothek geblieben.

Der höchste Ruhm, der mit Heynlin's Namen und seiner Bücherliebe verknüpft ist, bezieht sich aber auf das gedruckte Buch. Zusammen mit seinem Studienkollegen und Freund Guillaume Fichet richtete er 1470 in den Räumlichkeiten der Sorbonne eine Offizin ein, und gegen Ende des Jahres erschien

das erste in Paris, ja das erste in ganz Frankreich überhaupt gedruckte Buch (Abb. A). Die Geschichte dieser Presse ist so oft dargestellt worden, daß wir sie hier nicht wiederholen wollen<sup>9</sup>. Doch seien einige Punkte herausgegriffen, die Heynlin besonders angehen. Es ist offensichtlich, daß zwischen den beiden Initiatoren eine gewisse Arbeitsteilung bestand: Fichet, der im Studiengang etwas weiter fortgeschritten war und in Paris über gute Beziehungen verfügte, war der verlegerische Leiter, während Heynlin eher die Bereinigung der Manuskripte besorgte und den eigentlichen Druck überwachte. Er war es auch, welcher im Winter 1469/70 die Drucker, Ulrich Gering, Michael Friburger und Martin Crantz, nach Paris geholt hat. Zwei von ihnen, Gering und Friburger, scheinen in Basel studiert zu haben, und Heynlin mochte sie von dort her kennen. Dagegen findet sich unter seinen Inkunabeln keine Gruppe, die eine enge Beziehung zu einer älteren deutschen oder Schweizer Offizin nahelegen würde. Wohl aber tritt das typographische Vorbild deutlich hervor: eine ganze Serie von Bänden, welche 1469 und 1470 von Sweynheim und Pannartz in Rom hergestellt worden sind. Daß die ersten Pariser Drucke wie die römischen in der damals noch wenig üblichen Antiqua gedruckt worden sind, hat allerdings auch sachlich seine Berechtigung: Sie enthalten ganz überwiegend humanistische Texte. Bei dieser Wahl des Inhalts gab nicht nur persönliche Neigung den Ausschlag: Paris war eine Stadt voll Bücher, an den überkommenen Schulautoren herrschte kein Mangel. Die neuen humanistischen Autoren dagegen waren noch wenig verbreitet. Die Drucke füllten also eine Lücke. Und wenn auch die Auflagen klein und die Exemplare nicht billig waren, so handelte es sich doch nicht um Luxuseditionen; schon das handliche Quartformat spricht dagegen, zog man doch für wertvolle Werke ganz allgemein den stattlichen Folianten vor.

Für Fichet stand auch weiterhin das Manuskript höher als das typographische Buch.

GVILLERMVS Fichetus parisiensis  
theologus doctor, Ioanni Lapidano Sor/  
bonensis scholæ priori salutem ;  
Misiſti nuper ad me ſuauiffimas Gaſpa/  
rini pergamenſis epiſtolas, nō a te modo  
diligent̃ emēdatas? ſed a tuis quoq; ger/  
manis impreſſoribus nitide & terſe trā/  
ſcriptas. Magnam tibi gratiā gaſparinus  
debeat • quem pluribus tuis uigiliis ex  
corrupto integꝝ feciſti. Maiorē uero cæ/  
tus doctorꝝ hoīm! q̃ nō tm̃ ſacris litteris  
(quæ tua prouincia eſt) magnopere ſtudeſ?  
ſed redintegrādis etiā latinis ſc̃ptoribus  
inſignem operam nauas. Reſ ſane te uiro  
doctiſſimo & optimo digna. ut q̃ cū lau/  
de & gloria ſorbonico certamini dux p̃/  
fuiſti! tum latinis quoq; lr̃is (quas ætatiſ  
noſtræ ignoratio tenebris obumbravit)  
tua lumen effundas industria. Nam præ/  
alias complures lr̃arꝝ grauiores iacturas,  
hanc etiā acceperūt? ut librarioꝝ uitiis,  
effectæ pene barbaræ uideant̃. At uero

Vornehme Gönner erhielten oft nicht den Druck, sondern eine kostbar ausgestattete handschriftliche Kopie. Heynlin's Bibliothek dagegen ist in dieser Beziehung durchaus modern: Sie besteht zum ganz überwiegenden Teil aus Drucken, die mit ihrem sorgfältig redigierten, genormten Text und den deutlichen Typen die Arbeit des Gelehrten erleichtern, und andererseits aus alten Codices, welche durch nichts zu ersetzen sind. Die modernen Manuskripte dagegen lagen

mehrheitlich bei den «ungebundenen Büchern», welche er nicht eigentlich zu seiner Sammlung zählte. Daß auch sie, und in ihnen manches seltene Werk eines Zeitgenossen, ja sogar kostbare Autographen erhalten geblieben sind, das bleibt das Verdienst der Basler Kartäuser und ihres Priors Jakob Louber, der auch diese weniger ansehnlichen Papiere binden ließ und so die vollständige Bibliothek eines bedeutenden Mannes der Nachwelt erhalten hat. *Martin Steinmann*

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Grundlegend ist M. Hossfeld, Johannes Heynlin aus Stein, in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 6, 1907, S. 309ff., und 7, 1908, S. 79ff. Neuere Literatur verzeichnet der Artikel über Heynlin in der Neuen deutschen Biographie 9, Berlin 1972, S. 98ff. Wir werden im folgenden nur später erschienene Arbeiten zitieren sowie Angaben belegen, welche sich sonst nicht leicht finden lassen.

<sup>2</sup> Über den Streit der beiden Schulen siehe A.L. Gabriel, "Via antiqua" and "via moderna" and the migration of Paris students and masters to the German universities in the fifteenth century, in: *Antiqui und Moderni* (Miscellanea mediaevalia 9), Berlin 1974, S. 439–483.

<sup>3</sup> Die Drucke verzeichnet M. Burckhardt, Die Inkunabeln aus der Bibliothek des Johannes de Lapide, in: Für Christoph Vischer, Basel 1973, S. 15–75 (auch separat mit eigener Paginierung).

<sup>4</sup> Siehe Abb. 2.

<sup>5</sup> Signatur: FIII 3; siehe Abb. 1.

<sup>6</sup> Ein beschreibendes Verzeichnis seiner Handschriften gibt es nicht. Die Signaturenliste gibt M. Burckhardt, a.a.O. S. 24, Anm. 13.

<sup>7</sup> Sallust: ANIV 11; Ovid, Metamorphosen: FII 26; Ovid, Heroides: FIV 17; Juvenal und Persius: FII 22; Priscian: FIII 28 (siehe Abb. 3).

<sup>8</sup> Signatur: BII 6; siehe Abb. 4.

<sup>9</sup> Gründlich orientiert J. Veyrin-Forrer, L'atelier de la Sorbonne et ses mécènes 1470–1473, in: *L'art du livre à l'imprimerie nationale*, Paris 1973, S. 32–53.

## II. DIE FAMILIE AMERBACH (15./16. JAHRHUNDERT)

Nur während gut hundert Jahren, über drei Generationen, war das Geschlecht der Amerbach in Basel ansässig, doch die wichtigsten Vertreter dieser drei Generationen haben bedeutende Beiträge zum kulturellen Erbe der Stadt geleistet: Johannes Amerbach als Drucker und Verleger; Bonifacius als Jurist und Humanist von internationalem Ansehen, als Rechtsberater der Stadt und Stütze der Universität in einer kritischen Zeit; Basilius schließlich ebenfalls als Rechtslehrer und -berater, vor allem aber als Vollender des Amerbachschen Kabinetts, Grundstein der wichtigsten öffentlichen Sammlungen Basels.

Johannes Amerbach wurde um 1440 in Amorbach im Odenwald als Sohn des Amts-

bürgermeisters Welcker geboren; erst auf seinen Reisen begann er den Namen des Geburtsortes zu führen<sup>1</sup>. Nach seiner Lehrzeit als Drucker in Reutlingen arbeitete er in Paris bei Fichet, dem Drucker der Sorbonne, studierte daneben die Freien Künste und erwarb den Grad eines Magisters. Nach einem Aufenthalt in Italien, vor allem in Venedig, kam er 1477 nach Basel und eröffnete seine eigene Offizin; als seine ersten Drucke nennt man einen deutschen Almanach und – wegweisend für seine verlegerische Tätigkeit – Reuchlin's Wörterbuch «*Vocabularius breuiloquus*»<sup>2</sup>. Eine erste Bibelausgabe aus seiner Presse fand dank ihrer Qualität guten Absatz, und der geschäftliche Erfolg erleichterte die Eingliederung in

das städtische Gemeinwesen. 1481 wurde Amerbach Zunftgenosse zu Safran, und im folgenden Jahr erwarb er das Haus «Zum Kaiserstuhl» an der Rheingasse, das bis zum Aussterben der Familie deren Sitz bleiben sollte. 1483 heiratete er eine Witwe aus dem wohlhabenden Handwerkerstand, und bereits 1484 wurde er ins Bürgerrecht aufgenommen.

Seine verlegerische Arbeit widmete Amerbach vor allem großen gelehrten Werken; seine Ausgaben zeichneten sich nicht nur durch handwerkliche Sorgfalt aus, sondern auch durch einwandfreie, nach allen Re-

### S. 29–36: ABBILDUNGEN ZU DEN DREI TEXTEN «BASLER BÜCHERSAMMLER»

#### ZU JOHANNES HEYNLIN DE LAPIDE

1 Das Prunkstück in Johannes Heynlins Bibliothek ist ein Band, der sämtliche echten und unechten Schriften Vergils enthält. Heynlin hat ihn selber in seiner besten humanistischen Buchschrift geschrieben und in einem Pariser Atelier als einziges seiner Manuskripte mit figürlichen Initialen schmücken lassen. Der Anfang des 6. Buches der Aeneis zeigt die cumäische Sibylle mit Aeneas und seinem Gefährten Achates vor dem Eingang zur Unterwelt, der in mittelalterlicher Weise als Höllenrachen dargestellt ist. Signatur: F III 3, f. 174<sup>r</sup>.

2 Die Werke des römischen Dichters Apuleius, vor allem bekannt durch seinen Roman «Der goldene Esel». Die Editio princeps ist 1469 von Sweynheim und Pannartz in Rom gedruckt worden, der Band gehört in eine ganze Reihe von Ausgaben dieser Offizin, welche Heynlin besaß und welche das typographische Vorbild der Pariser Erstdrucke abgaben. Die Initiale zeigt den Stil jenes Pariser Ateliers, welchem Heynlin den Schmuck seiner kostbarsten Bücher anvertraute. Den Titel dagegen hat er mit roter Tinte selber eingetragen. Signatur: Inc. 382.

3 Das 17. und 18. Buch der *Institutio grammatica* des spätromischen Sprachgelehrten Priscian behandeln die Syntax. Sie sind als «Priscianus minor» oft selbständig überliefert und durch das ganze Mittelalter viel benutzt worden. Heynlins Handschrift, im 12. Jahrhundert entstanden, stammt aus Frankreich. An ihrem Anfang steht die Initiale Q: In dem aus pflanzlichen Motiven gebildeten Buchstaben ringelt sich ein Drache mit gewaltigen Tatzen und beißt sich in den Schwanz. Die Zeichnung ist mit der Feder ausgeführt, der Hintergrund bunt koloriert. Miniaturen ähnlicher Art sind aus Limoges bekannt. Signatur: F III 28.

4 Diese Handschrift, ein Matthäusevangelium mit Glosse, hat Heynlin wohl vor allem ihres romanischen Einbandes wegen gekauft. Die Stempel zeigen kämpfende Ritter, einen Harfenspieler, Vögel und Ornamente. Den Deckel schmückten weiter Beinleisten, deren vertiefte Zeichnung mit roter und grüner Farbe ausgefüllt ist, und vier große Knöpfe schützten das Ganze vor Abnutzung. Das Titelschild endlich ist von einer Platte aus durchsichtigem Horn bedeckt. Der Einband wird einem Pariser Atelier um 1200 zugeschrieben. Signatur: B II 6.

#### ZUR FAMILIE AMERBACH

5 Bonifacius Amerbach und seine Brüder bezeugten ihre Wertschätzung des Buches nicht zuletzt dadurch, daß sie auf die Einbände besondere Aufmerksamkeit verwendeten. Seit den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts gibt es in ihrer Bibliothek immer wieder Gruppen, welche von der in Basel sonst üblichen Ausstattung abweichen. Die bedeutendste ist gegen 1520 entstanden: Ihr braunes Leder ist mit roter Farbe behandelt, für die Stempel ist zum Teil Gold benutzt, und die Rücken sind mit Titeln in großen Antiqua-Buchstaben versehen. Alle diese Besonderheiten kommen vorher in Basel nicht vor und haben auch keine unmittelbare Nachfolge gefunden. Die Rollenstempel aber, welche für diese Einbände Verwendung gefunden haben, ragen durch ihre ganz außerordentliche künstlerische und technische Qualität hervor. Mindestens zum Teil sind sie von Urs Graf geschnitten worden. Das abgebildete Beispiel gehört zur ersten Basler Ausgabe des «*Enchiridion militis Christiani*» von Erasmus, gedruckt bei Johannes Froben 1518; der kostbare Einband ist also dem Inhalt durchaus angemessen. Signatur: A M VI 17. 6 Antonio Zantani, *Le imagini ... et le vite de gli imperatori*, o. O. 1548. Das Hauptverdienst an diesem Buch kommt dem italienischen Kupferstecher und Numismatiker Enea Vico zu, der zu jedem römischen Kaiser eine einführende Tafel sowie die Abbildungen ihrer Münzen angefertigt hat. Das ausgesucht schöne, in einen kostbaren Einband der Zeit gekleidete Exemplar trägt eine Widmung von Hippolytus a Collobus, dem Sohn eines italienischen Emigranten, der als politischer Publizist und Diplomat bekannt geworden ist und in Basel nach dem Abschluß seiner Studien 1584–1586 neben dem fast dreißig Jahre älteren Basilius Amerbach Jurisprudenz gelehrt hat. Das Buch ist also erst lange nach seinem Erscheinen und wohl von Anfang an als würdiges Sammlungsstück in das Amerbach-Kabinett gelangt. Es ist ein gutes Beispiel für die Möglichkeiten des Kupferstichs, welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts für Titelblätter und Illustrationen immer beliebter wurde, erlaubte er doch eine viel feinere und freiere Zeichnung als der Holzschnitt. Die Basler Drucker allerdings haben die Umstellung, welche beträchtliche technische Probleme mit sich brachte, kaum mitgemacht, und darin mag ein Grund für den Niedergang ihres Gewerbes gegen Ende des Jahrhunderts liegen. Signatur: O B VI 16.

Siehe Fortsetzung auf Seite 37.



O mniū celo & pelago cūfūse sereno  
N udu mignota palinure iacebis harena

Aeneidos Liber Quintus Desinit.

¶ P. Ouidii Nasonis Argumētū in Sextū Aeneidos Incipit.

**Q**UIERTVR sexto manes et tartara ditus  
Cum asdme uenit fert hinc respōsa sibille

M issenum sepulit mons seruat nomen habitanti  
R amum etiam ante deū placato mūcre placat  
A duatis tecta atq; ma descendit cauernum  
A gnoscit palmurū & ibi solat<sup>r</sup> elisam  
S emphebuq; uidet lacerū crudeliter ora  
V mbrarū poenas discit narrante sibilla  
C onuenit anchisem pemptusq; in ualle uirente  
A gnoscit q; suam prolem narrante parente  
H ic ubi pcepit gradit<sup>r</sup> sociosq; reuulit

¶ P. Virgili Maronis Liber Sextus Aeneidos Incipit.



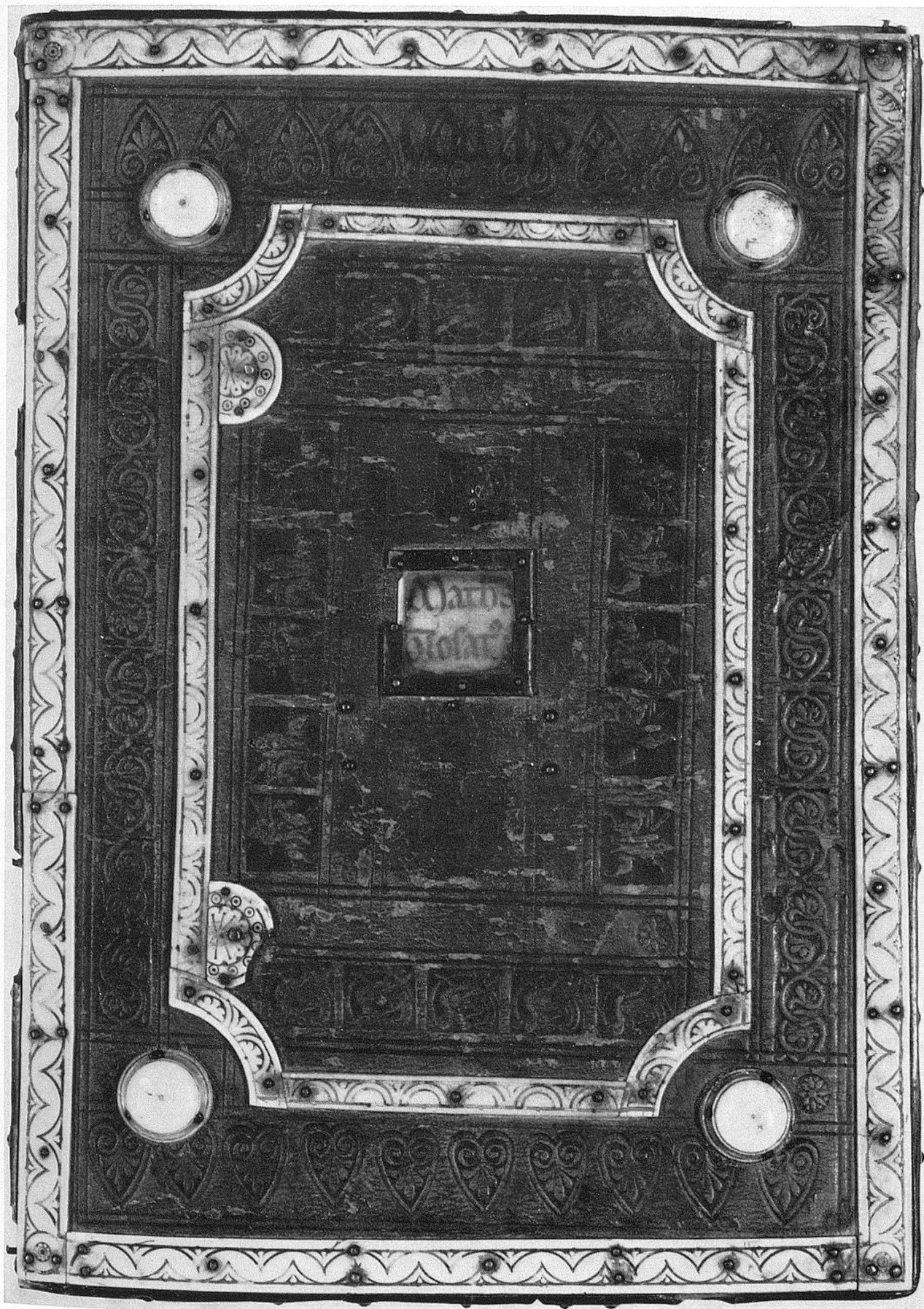
**H IC FATVR LACRIMAS**

classi q; i mmitit habenas  
E t tandem euboicis cu  
marū allabatur oris  
O buertūt pelago pro  
ris tum dente tenaci

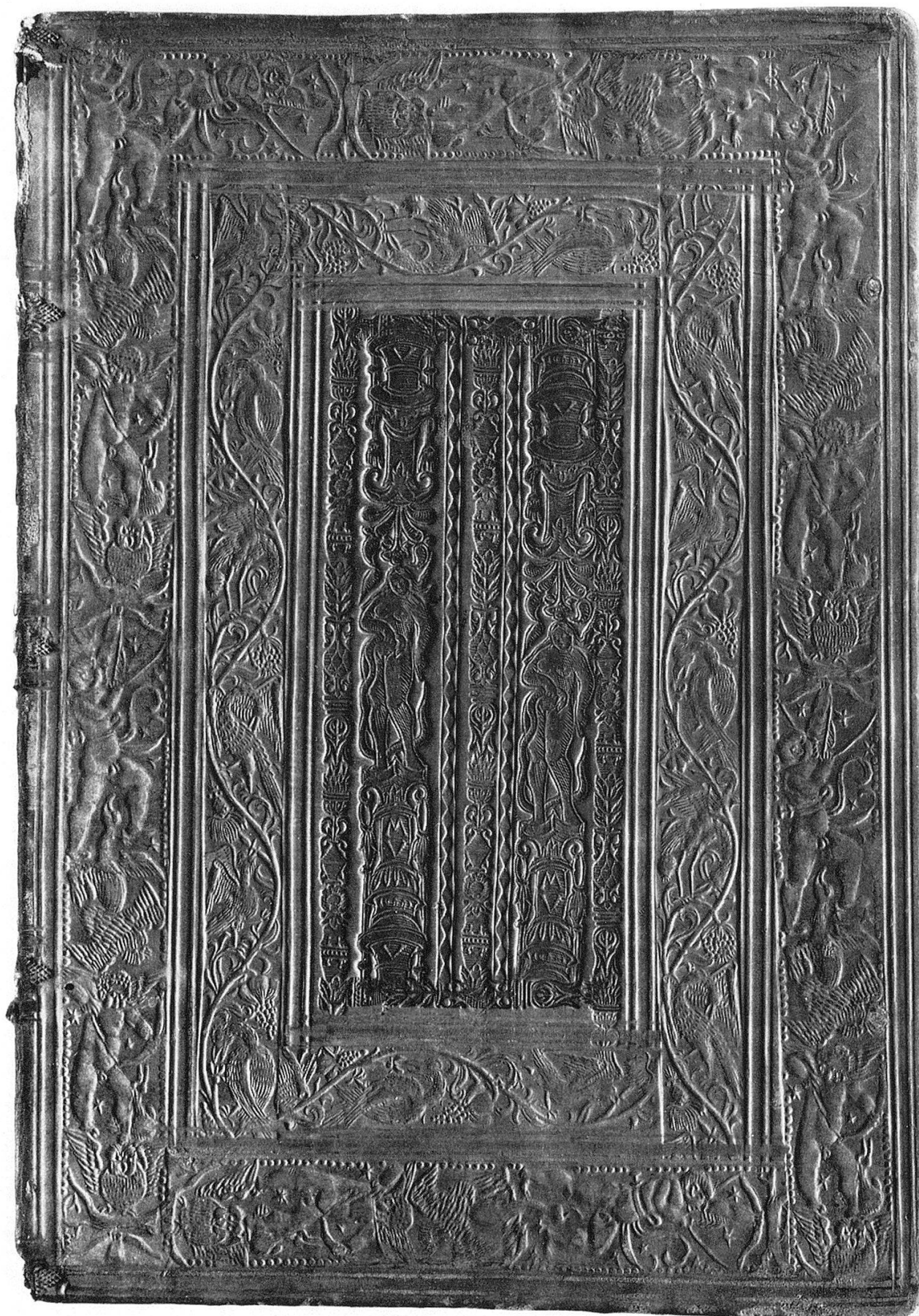
A nchora fundabat naues et littoze curue  
P retexunt pupes iuuenū manus emicat ardēs  
L ittus mhesperū querit p<sup>r</sup> semina flamme





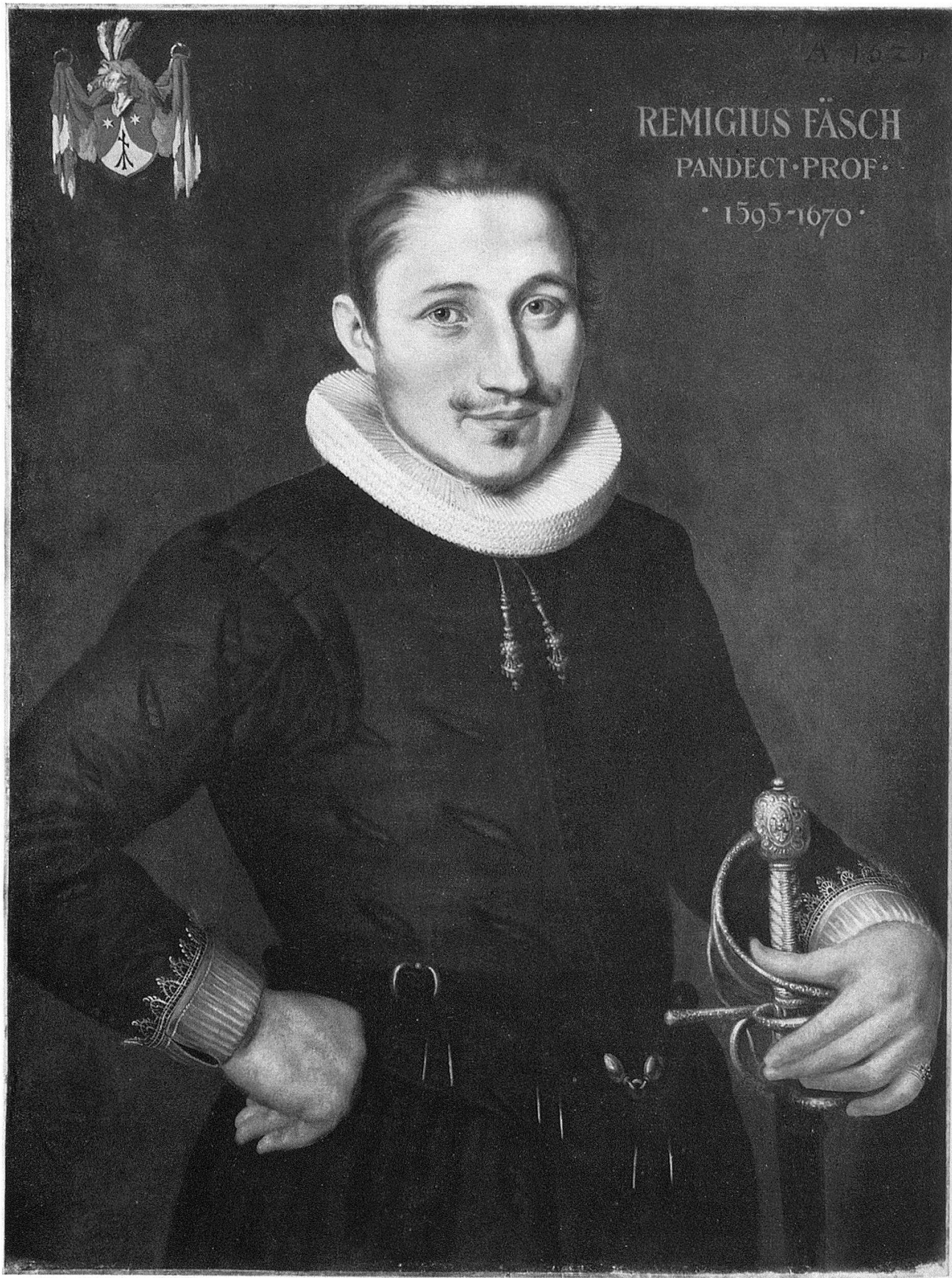




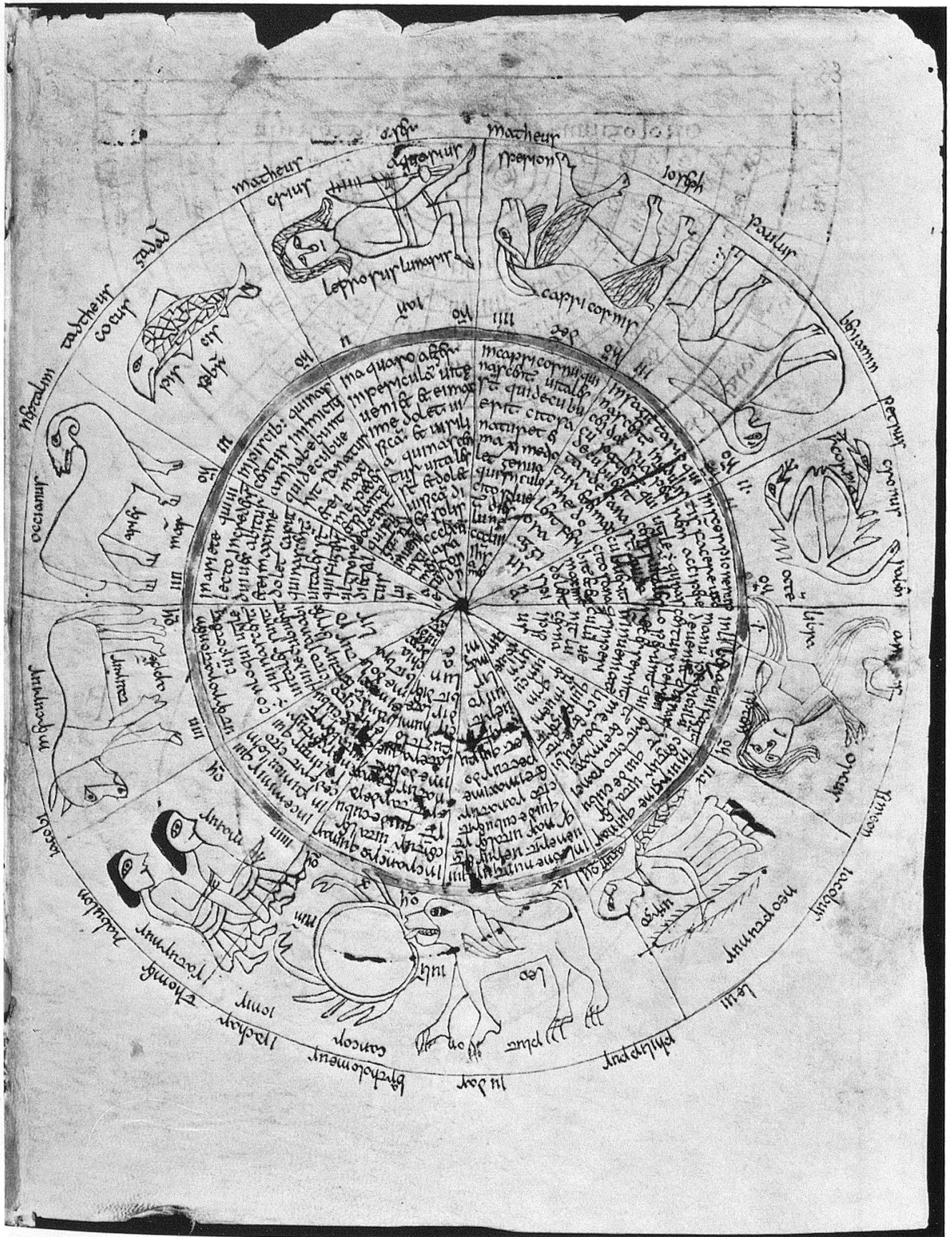


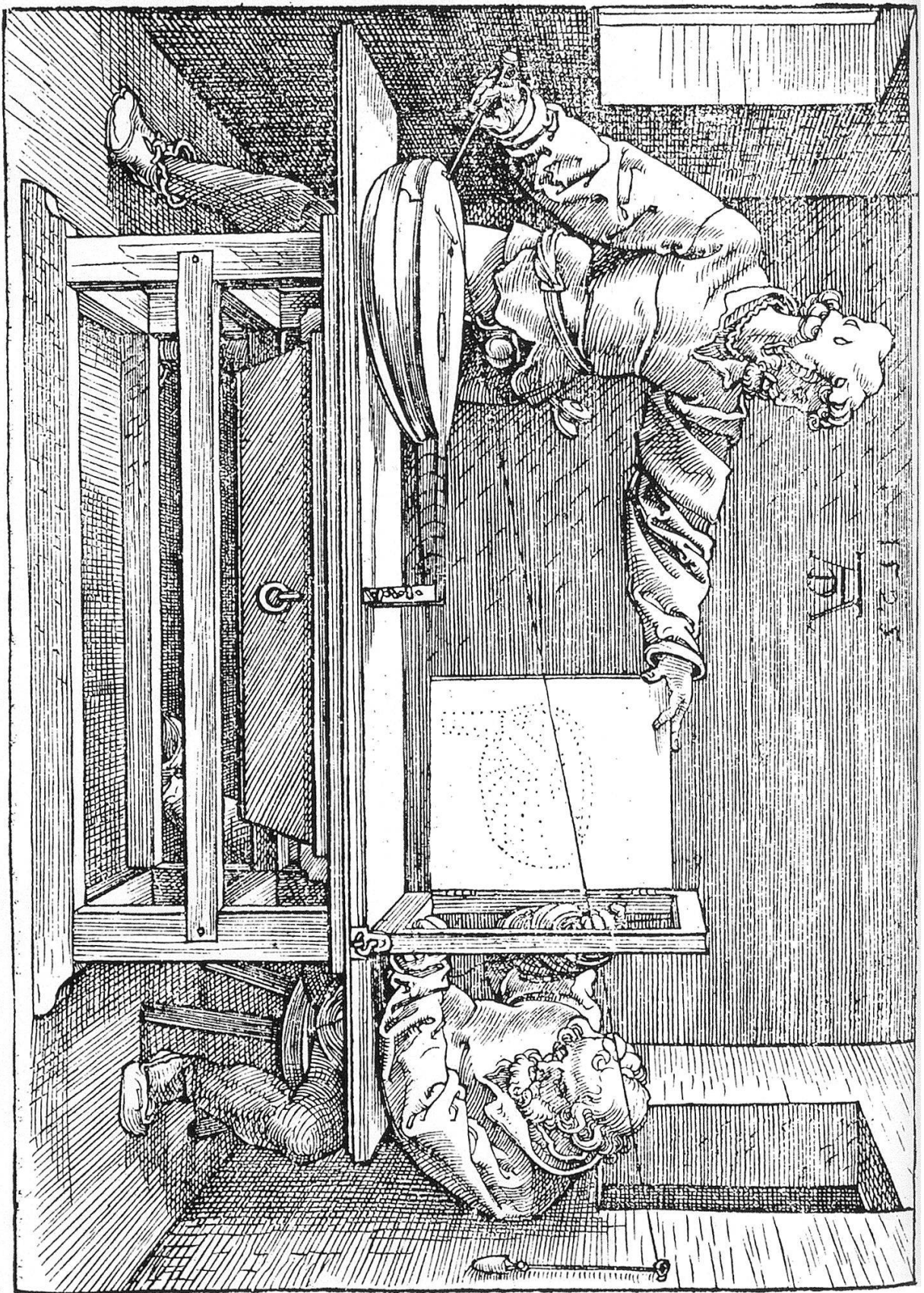














geln der humanistischen Philologie bereinigte Texte. Dazu bedurfte es nicht nur eines umfassenden Vorlagenmaterials, das mühsam aus den Bibliotheken Europas gesammelt werden mußte, sondern auch der Mithilfe kompetenter Gelehrter. Amerbach pflegte enge Beziehungen zu den Vertretern des frühen süddeutschen Humanismus, wie Sebastian Brant, Geiler von Kaysersberg und Reuchlin; am meisten Unterstützung erhielt er von Johann Heynlin, der in Paris sein Lehrer gewesen war und nun nicht nur die einzelnen Editionen, sondern das ganze Verlagsprogramm beeinflusste.

An Amerbachs letztem großem Unternehmen, der Gesamtausgabe des Hieronymus, arbeitete neben Gelehrten wie Conrad

Pellican, dem spanischen Hebraisten Adrianus oder dem Nürnberger Gräcisten Cono sogar der große Erasmus von Rotterdam mit.

Johannes Amerbach erlebte den Abschluß dieser Arbeit nicht mehr; er starb im Dezember 1513 und wurde in der Kartause beigesetzt, deren Gönner er seit langem gewesen war.

Es ist wohl bezeichnend für Amerbachs Auffassung seines Berufes, daß er seine Söhne zunächst nicht in die handwerklichen und kaufmännischen Grundbegriffe des Druckereigewerbes einführte, sondern ihnen eine wissenschaftliche Ausbildung zukommen ließ. Die älteren, Bruno und Basilius, wurden schon früh an die berühmte Lateinschule in Schlettstadt geschickt und erwarben ihre Magistergrade in Paris. Von 1509 an standen beide ganz im Dienste der väterlichen Offizin und vor allem der Hieronymus-Ausgabe, die sie mit Johann Froben zusammen 1519 abschlossen. Kurz darauf starb Bruno Amerbach an der Pest; Basilius lebte bis 1535, trat aber neben den Geschäftspartnern in den Hintergrund.

Glänzendster Vertreter dieser Generation und der ganzen Familie wurde der 1495 geborene Bonifacius. Im Gegensatz zu seinen Brüdern erhielt er fast seine ganze Ausbildung bis zum Magister in Basel; er hätte wohl auch nirgends bessere Lehrer finden können als unter den Gästen seines Vaters. Hier lernte er Erasmus kennen, den er rückhaltlos bewunderte und verehrte.

Auch Bonifacius' Leidenschaft galt der klassischen philologischen Bildung, doch waren die Artes Liberales damals ja nur die Grundstufe eines akademischen Studienganges. Unter den höheren Fakultäten wählte der junge Amerbach die juristische; die Beschäftigung mit den antiken Rechtsquellen kam seinen Neigungen wohl am ehesten entgegen. Das Studium der Rechte, zunächst bei Zasius in Freiburg, dann bei dem berühmten Italiener Alciato in Avignon, brachte ihm nicht nur ein ausgezeichnetes Fachwissen, sondern auch wertvolle neue Freundschaften.

#### ZU REMIGIUS FAESCH

7 Remigius Faesch, 1621 gemalt von Bartholomäus Sarburgh (1588–1650). Öl auf Leinwand, 80 × 59,5 cm. Öffentliche Kunstsammlung Basel (aus dem Museum Faesch). Faeschs Todesdatum ist auf dem Bild falsch angegeben.

8 Isidor von Sevilla, *De natura rerum*. Unter den von Faesch zusammengebrachten Manuskripten ist Isidor von Sevilla (gestorben 636) der am häufigsten vertretene Autor. Seine kurzgefaßte Kosmographie, nach dem von ihm auch sonst geübten Verfahren aus Exzerpten zusammengestellt, ist sehr beliebt gewesen und dementsprechend vielfach abgeschrieben worden. Von der in Fulda um 800 entstandenen Handschrift fehlt leider ein Drittel am Anfang, sie enthält aber zur Illustration 16 meist mehrfarbige Zeichnungen, die sich sonst nirgends finden, so diese astronomische Tafel mit den Tierkreiszeichen und ausführlicher Beschriftung. Signatur: FIII 15a.

9 Albrecht Dürer, *Unterweysung der messung mit dem zirckel und richtscheyt*, Nürnberg 1525. Die früheste der drei kunsttheoretischen Schriften Dürers (gestorben 1528), mit denen er die Anwendung der praktischen Geometrie auf Zeichnen und Malen und die Grundsätze der Perspektive und Stereometrie in Baukunst, Malerei, Typographie und Ornamentik lehrte. Damit verbreitete er als erster nördlich der Alpen die Anschauung der Renaissance vom Kunstwerk als Nachbildung eines natürlichen Gegenstandes, also vom Zusammenhang zwischen Schönheit und Natürlichkeit, was der ästhetischen Auffassung von Faesch vollkommen entsprach. Der Holzschnitt illustriert einen Apparat zur Anfertigung korrekter Zeichnungen mit mechanischen statt mathematischen Mitteln. Signatur: KfI 3.

Photos: Universitätsbibliothek Basel.

Die weitgespannten internationalen Beziehungen Amerbachs haben ihren Niederschlag vor allem in seiner Korrespondenz gefunden; er selber verließ nach seiner Berufung an die Basler Universität 1524 die Heimatstadt nicht mehr, obwohl seine Stellung hier keineswegs immer problemlos war. Als Rechtslehrer allerdings sicherte ihm seine Kompetenz eine unangefochtene Stellung, auch wenn er, im Gegensatz zu manchen Vorgängern und Kollegen, weder der ganz aufmittelalterlicher Gelehrsamkeit aufbauenden alten Schule noch den extremen humanistischen, nur die antiken Rechtsquellen interpretierenden Juristen folgte, sondern das Studium der sorgfältig bereinigten Codices mit der Kenntnis der mittelalterlichen Kommentatoren verbunden sehen wollte.

Eine ähnlich differenzierte Haltung der kirchlichen Reform gegenüber ließ sich dagegen nicht behaupten. Amerbach hätte eine Reform der alten Lehren und Institutionen im Sinne seines Freundes Erasmus vorgezogen und konnte sich mit den in Basel durchdringenden dogmatischen Neuerungen – vor allem in der Abendmahlsfrage – nicht befreunden. Die neutrale Abseitsstellung, die er sich wünschte, wurde von Behörden und Mitbürgern lange respektvoll geduldet, aber doch nicht endgültig akzeptiert; sie war wohl auch mit Amerbachs eigenem echtem Gemeinsinn nicht vereinbar. So fügte er sich schließlich der Forderung nach der Teilnahme am reformierten Gottesdienst und Abendmahl.

Sein Einsatz für das Gemeinwesen wurde durch die Spannungen kaum beeinträchtigt. Wohl die größten Verdienste erwarb er sich um Wiederaufbau und Reform der Hochschule, die dank seinem energischen Widerstand auch dem bestimmenden Einfluß der Geistlichkeit entzogen blieb. Daneben diente Amerbach der Stadt als Berater in allen rechtlichen Fragen. Dieselbe Funktion übte er als privater Anwalt für eine zahlreiche Klientenschaft aus, zu der unter anderen der Herzog von Württemberg und mehrere Städte zählten.

Trotz seinen umfassenden Kenntnissen und seinem internationalen Ruf hat sich Bonifacius Amerbach jedoch auf die Rechtspraxis und die mündliche Lehre beschränkt; im Druck ist von ihm nichts erschienen. Um so ansehnlicher ist dafür der handschriftliche Nachlaß, der sowohl die berufliche Tätigkeit wie die gelehrten Beziehungen und das Privatleben überreich dokumentiert. Während der Briefwechsel in einer vorbildlichen Edition erschlossen wird, ist der juristische Nachlaß bisher noch weitgehend ungenutzt geblieben<sup>3</sup>.

Im April 1552 starb Bonifacius Amerbach; seine Frau und drei seiner fünf Kinder waren ihm lange vorangegangen. Immerhin hatte er die Genugtuung erlebt, schon bei seinem Rücktritt als Professor den Lehrstuhl seinem Schwiegersohn Ulrich Iselin zu übergeben und noch vor seinem Tode auch den Sohn Basilius zur Weiterführung der Tradition bereit zu sehen.

Über dessen Leben gibt es wenig zu berichten; es blieb in der geglätteten Bahn der Existenz eines begüterten, gebildeten und angesehenen Stadt- und Privatanwalts und Professors. Schon während seiner äußerlich recht bewegten Studienzeit, die ihn von einer berühmten Universität zur andern führte – Tübingen, Padua, Bologna, Bourges und das Reichskammergericht in Speyer seien als wichtigste Stationen genannt –, berichten Freunde des Basilius von seiner Ernsthaftigkeit und Zurückgezogenheit; die Vitalität und Ausstrahlung seines Vaters und seines Großvaters hat er kaum besessen. Für die Nachwelt aber hat sein Fleiß reiche Früchte getragen: Basilius Amerbach gilt unbestritten als der eigentliche Schöpfer des großen Amerbach-Kabinetts.

Erste Grundsteine für diese Sammlung von Kunstwerken, Antiquitäten und Raritäten hatte Johannes Amerbach gelegt; zu europäischem Ruf gelangte sie schon unter Bonifacius, der neben Geschmack und Bildung auch die Mittel besaß, sich mit Kunstwerken zu umgeben, und der sich schon als Student von Holbein porträtieren ließ.

Zahlreiche Geschenke aus dem weitgespannten Freundeskreis bereicherten überdies die Sammlung, man denke nur etwa an den Nachlaß des Erasmus. Den größten Zuwachs erfuhr das Kabinett aber durch den Sammeleifer des Basilius; er hat auch als erster die Bestände systematisch geordnet und durch Zukäufe abgerundet. Auf die Schätze der Kunstsammlung können wir hier im einzelnen nicht eingehen; ihr weiteres Schicksal aber ist mit dem der Bibliothek aufs engste verknüpft.

1591 starb Basilius Amerbach ohne direkte Nachkommen; Erbe des Kabinetts wurde sein Neffe Ludwig Iselin, doch blieb es weiterhin im Haus «Zum Kaiserstuhl». Nachdem schon Basilius Amerbach selber ein sorgfältiges Inventar der Kunstgegenstände aufgenommen hatte, gab der nächste Besitzer, Basilius Iselin, auch die Katalogisierung der Bibliothek in Auftrag: In fast dreijähriger Arbeit legte Conrad Pfister, der damalige Bibliothekar der Universität, ein alphabetisches Verzeichnis an. Nach dem Tode des Basilius Iselin 1648 schien die Integrität der Sammlung gefährdet. Als aber 1661 ein holländischer Interessent gar das ganze Kabinett für 9500 Taler erwerben wollte, schien dem Rat der drohende Verlust für die Stadt doch zu groß. Nach Rücksprache mit der Regenz der Universität trat er mit dem Vormund der Erben in Verhandlung, und im Herbst des Jahres kam ein Kaufvertrag zustande: Für 9000 Taler ging das Amerbachsche Kabinett in den Besitz der Stadt über; seine Verwaltung sollte die Universität übernehmen. Auch die Bücher waren damit Eigentum der Stadt geworden; aus räumlichen Gründen konnten sie allerdings erst 1671 der Universitätsbibliothek eingeordnet werden.

Diese erhielt damit einen Zuwachs, der ihre bisherigen Bestände bei weitem übertraf<sup>4</sup>. Der Pfistersche Katalog verzeichnet gegen 9000 Titel, darunter allerdings zahlreiche Schriftchen bescheidenen Umfangs und auch Erwerbungen aus der Zeit der Iselin.

Von den großen Fachgebieten, nach denen der Katalog unterteilt ist, beanspruchen Jurisprudenz und Philosophie mit je etwa 2500 Titeln die größten Anteile. Es folgen Theologie mit über 2000 und Historie mit gut 1500 Titeln. Am bescheidensten ist verständlicherweise die Medizin mit rund 500 Titeln vertreten. Für eine bürgerliche Familienbibliothek dieser Zeit sind solche Bestände ganz außergewöhnlich; wie waren sie zusammengekommen?

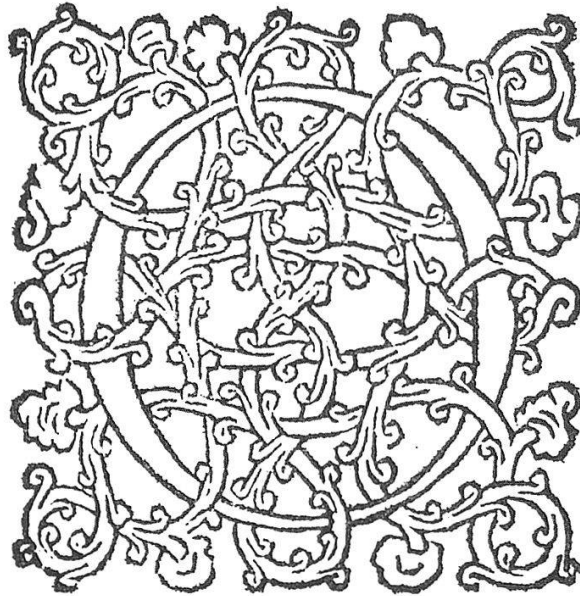
Hier ist zunächst einem Mißverständnis vorzubeugen: Die Bibliothek der Amerbach war nicht als «Sammlung», aus bibliophiler Leidenschaft, angelegt worden; sie war vielmehr zur Hauptsache die Gebrauchsbibliothek einer hochgebildeten und in gelehrten Berufen tätigen Familie. Selbst Basilius, der am ehesten als eigentlicher Sammler gelten kann, hat als solcher seine Aufmerksamkeit vor allem Kunst und Antiquitäten gewidmet; er hat die Bibliothek, im Gegensatz zur Kunstsammlung, auch nie systematisch inventarisiert.

Die universalen Interessen der Besitzer finden ihren Ausdruck in der recht gleichmäßigen Berücksichtigung der gelehrten Disziplinen. In der größten, der rechtswissenschaftlichen Abteilung dürfen wir wohl das Berufswerkzeug der Juristen Bonifacius und Basilius Amerbach sehen. Sie enthält nach dem Urteil von Fachleuten nicht nur die Schriften der bedeutenden Rechtstheoretiker der Zeit in erstaunlicher Vollständigkeit, sondern auch reiche Materialien zur Anwaltspraxis, von regionalen und lokalen Rechtsquellen bis zu Abschriften einzelner Urkunden, Formelsammlungen und dergleichen.

Neben dieser «Fachliteratur» repräsentieren die Werke philosophischen und historischen Inhalts das Fundament einer humanistischen Allgemeinbildung. Besonders auf diesem Gebiet ist der Beitrag der weniger bekannten Brüder des Bonifacius, Basilius und Bruno, nicht zu vergessen; nicht wenige der frühen Drucke klassischer Literatur tragen den Besitzereintrag des Bruno



ΑΡΙΣΤΟΦΑΝΟΥΣ ΣΦΗΚΕΣ.  
ΣΩΣΙΑΣ



ὦτος τί πάχεις ὦ κακό  
 δαιμον ζαργία;  
 Σα. Φυλακὴν καταλύει  
 κυκτερινὴν διδάσκουσαι.  
 Σω. Κακὸν ἄρα ταῖς πόλιν  
 ραῖς τι προύφθλει μέγα.  
 Ἀρ. οἶσθε γοῖον κρώδαλον φυλάττομεν;  
 Ξαν. Οἶδ' ἄλλ' ἐπιθυμῶ μικρὸν ἀπμορμκείσαι.  
 Σω. Σὺ δ' ὅν περ ακινδύνου' εἰπὶ καὶ τοῦ γ' ἐμοῦ  
 Κατὰ ταῖν κόραν ἡδὴ τί κατὰ χεῖται γλυκύ.  
 Ξαν. Ἀλλ' ἢ παραφονεῖς ἐτιόν, ἢ κορυβαντιᾶς  
 Σω. Οὐκ. ἄλλ' ὕπνιος μέχει τις ἐκ σαβάζιου  
 Ξαν. Τὸρ αὐτὸν ἄρ' ἐμοὶ βσκολεῖς σαβάζιον.  
 Καμοὶ γὰρ ἀρτίως τις ἐπιστρατεύσατο  
 Μὴ δέ τις ἐπὶ τὰ βλέφαρα ρυσεκτὴς ὕπνιος.  
 Καὶ δὴ τ' ὄναρ θαυμαστὸν εἶδον ἀρτίως

Amerbach. Sehr zahlreich sind in dieser Abteilung die Erzeugnisse der venezianischen Drucker, besonders die berühmten Aldinischen Klassikerausgaben. Daneben finden sich auch handschriftliche Kostbarkeiten, etwa ein eigenhändiges Manuskript von Reuchlins «De verbo mirifico» oder eine Abschrift des Lukrez, die angeblich der berühmte italienische Humanist Pomponius Laetus im Gefängnis angefertigt hatte (tatsächlich stammt sie von einem mit ihm in Gefangenschaft gewesenen Schüler).

Der ansehnliche Anteil der theologischen Werke in der Amerbach-Bibliothek kann nicht erstaunen: Ohnehin gehörte die Lektüre der großen kirchlichen Autoren zur Allgemeinbildung, und die Auseinandersetzung um die Reform und schließlich die Spaltung der Kirche zwang erst recht jeden Gebildeten zur Beschäftigung mit theologischen Fragen.

Bei aller Bewunderung für die enzyklopädischen Interessen der Amerbach dürfen wir aber auch einige äußerliche Umstände erwähnen, welche die Entstehung und Erhaltung ihrer bemerkenswerten Bibliothek erleichterten.

Eine wichtige Voraussetzung ist zunächst, daß die Familie sich durchaus nicht einer «brotlosen» Gelehrsamkeit widmete. Schon Johannes Amerbach hatte mit seinen verlegerischen Erfolgen ein ansehnliches Vermö-

gen erworben, das die gesuchten und erfolgreichen Anwälte Bonifacius und Basilius noch beträchtlich mehrten. So konnte es sich ein Basilius leisten, die Neuerscheinungen einzelner Offizinen fast lückenlos zu bestellen, wie seine Bücherrechnungen belegen.

Zu solch großzügiger Anschaffungspolitik bot sodann auch der Wohnort Basel die besten Voraussetzungen; nicht nur die einheimische Produktion war bekanntlich gerade in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sehr reich, sondern auch die Verbindungen zu den wichtigsten Buchhandelsplätzen Frankfurt und Lyon ausgezeichnet.

Bedeutenden Zuwachs brachten die zahlreichen Schenkungen. Ein Humanist vom internationalen Ansehen eines Bonifacius Amerbach durfte nicht nur von seinen gelehrten Freunden die Dedikation ihrer Werke erwarten, sondern auch von vielen Besuchern, die ihm auf der Durchreise ihre Aufwartung machten. Die Widmungsexemplare sind denn auch in der Bücherei der Amerbach außerordentlich häufig.

Die Selbhaftigkeit der Familie entthob sie glücklicherweise der Notwendigkeit, die Bücherbestände immer wieder zu sichten und zu lichten; daß die sorgfältige Aufbewahrung alles Schriftlichen nicht nur berufliche Pflicht, sondern auch persönliche Passion der Juristen Amerbach war, zeigt der Umfang des – immerhin nicht vollständigen – handschriftlichen Nachlasses.

Als schließlich unter den Erben die gelehrte Tradition zu erlöschen begann, rettete der baldige Übergang in öffentlichen Besitz die Sammlung vor der Auflösung.

Bedauerlich ist allerdings für den heutigen Interessenten, daß die Bibliothek nicht in ihrem ursprünglichen Zusammenhang bewahrt, sondern aufgeteilt der Universitätsbibliothek eingereiht wurde.

Vermerke im modernen Katalog weisen in manchen, doch bei weitem nicht in allen Fällen den früheren Besitzer nach, und so gibt nur das erwähnte Pfistersche Verzeichnis noch Auskunft über den ursprünglichen Bestand der Sammlung. Die Auswertung

#### ZUR NEBENSTEHENDEN ABBILDUNG

*B Die Komödien des Aristophanes in der Editio princeps, herausgegeben von Marcus Musurus und gedruckt in Venedig bei Aldus Manutius 1498. In der Amerbachischen Bibliothek standen zahlreiche italienische Klassikerausgaben, und es fehlte auch nicht an persönlichen Beziehungen: Ein Schüler von Musurus, der Dominikaner Johannes Cono, arbeitete von 1510 an in der Amerbachischen Offizin an der großen Hieronymus-Ausgabe, welche Erasmus vollenden sollte, und er hat die Söhne des Hauses, Bruno, Bonifacius und Basilius, in der griechischen Sprache unterrichtet. Die vorliegende Inkunabel stammt von einem der besten Drucker ihrer Zeit und zeigt den gediegenen, aber schlichten Schmuck, welchem schon bald die üppigen Titeinfassungen nicht zuletzt der Basler den Rang abzulaufen begannen. Signatur: BcIra.*

dieser Quelle und die Aufnahme des noch Vorhandenen ist zurzeit im Gange; man darf hoffen, daß als Ergebnis der Arbeit der ganze Reichtum dieser humanistischen Bibliothek wieder überschaubar wird.

*Berthold Wessendorf*

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Zur Biographie siehe vor allem Theophil Burckhardt-Biedermann, Hans Amerbach und seine Familie, in: Historisches Festbuch zur Basler Vereinigungsfeier, Basel 1892, sowie derselbe, Bonifacius Amerbach und die Reformation, Basel 1894. Weitere Literatur bei Guido

Kisch, Die Anfänge der Juristischen Fakultät der Universität Basel 1459–1529, Basel 1962, sowie Studien zur humanistischen Jurisprudenz, Berlin 1972.

<sup>2</sup> Eine Liste der Johannes Amerbach zugeschriebenen Drucke bei Hans Kaufmann und Peter Nabholz, Verzeichnis schweizerischer Inkunabeln und Frühdrucke, Faszikel II: Die Inkunabeln von Basel, Grenchen 1974.

<sup>3</sup> Die Amerbachkorrespondenz, hg. von Alfred Hartmann und Beat Rudolf Jenny (erschienen 8 Bände), Basel 1942ff.

<sup>4</sup> Andreas Heusler, Geschichte der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel, Festschrift zur Einweihung der Bibliothek in Basel am 6. November 1896.

### III. REMIGIUS FAESCH (1595–1667)

«Sich mit Büchern abzugeben» hat Remigius Faesch auf dem selbstverfaßten Epitaph als die erste unter den Freuden seines Lebens bezeichnet. Er war aber auch sonst dazu prädestiniert, der Begründer jener Sammlung zu werden, die im 17. und 18. Jahrhundert eine Hauptsehenswürdigkeit der Stadt Basel bildete und Besucher aus ganz Europa anzog, freilich nicht bloß eine Bibliothek umfaßte. Von Haus aus verfügte er über die Mittel und Beziehungen, um den ererbten Grundstock zu mehren; als Jungeselle konnte er seinen Passionen die ungeteilte Muße widmen; und auf Grund seiner juristischen Erfahrung wußte er beizeiten für die Bewahrung dessen, was er zusammengebracht hatte, Sorge zu tragen.

Geboren 1595 als ältester Sohn des reichen Kaufherrn und späteren allmächtigen Bürgermeisters Johann Rudolf Faesch, besaß er von Ahnen her einen Schuß Künstlerblut, doch die Familientradition wies ihn auf den Staatsdienst und die Wissenschaften hin. Nach raschem Erwerb der unteren Grade betrieb er das Studium der Rechte in Genf, Bourges, Paris, Marburg und schloß es 1620 in der Vaterstadt mit einer Dissertation über das Bündniswesen ab. Acht Jahre danach an der heimischen Universität zum Doctor iuris utriusque promoviert, erhielt er dort sogleich eine Professur und las bis zu

seinem Hinschied 1667 nacheinander über die verschiedenen Teile des Corpus iuris. Vierzehnmal versah er das Dekanat seiner Fakultät, dreimal das Rektorat der Hochschule, daneben fungierte er als Consiliarius der Herzöge von Württemberg und der Markgrafen von Baden-Durlach. Dementsprechend war seine Lehrart, über die er sich auch theoretisch geäußert hat, ganz auf verwertbaren Nutzen ausgerichtet, unter Einbezug des aktuellen sogenannten Kameralrechts, das er in leichtfaßlicher Systematik vortrug. Als einzige größere Arbeit veröffentlichte er die überprüfte Neuausgabe eines brauchbaren und darum beliebten Lehrbuchs des Reichsrechts. Noch verdienstlicher für seine Universität war ein Memoriale von zehn Folioseiten, mit dem er als Rektor 1637 unter Berufung auf den Stiftungsbrief und die Gründungsprivilegien die akademische Freiheit taktisch geschickt und juristisch überzeugend gegen die Kontrolle durch das städtische Reformationskollegium erfolgreich verteidigte.

Diese Gelehrtenlaufbahn, über die es sonst nichts Außergewöhnliches zu berichten gibt, hatte Faesch, wie im Laufe der Jahrhunderte eine lange Reihe von Baslern, in der als wohl berühmtester Jacob Burckhardt steht, 1620/21 durch eine Italienfahrt unterbrochen, die ihm zum entscheidenden

Bildungserlebnis geworden ist. Aus einem handschriftlichen Reisetagebuch, von dem leider nur der Anfang überliefert ist, und der gedruckten Leichenrede geht hervor, daß es ihn weniger nach Padua und Bologna, den bevorzugten Lehrstätten baslerischer Juristen, als nach Venedig, dann in den Süden bis nach Neapel und vor allem nach Rom zog. Sein Interesse galt allem, was an Ort und Stelle und in den Museen sehens- und wissenswert war, namentlich aber den Denkmälern, Inschriften und Münzen. Trotzdem wurde er nicht einfach von der Antike überwältigt; neben den Annehmlichkeiten mediterraner Lebensweise, die zu genießen er keineswegs verschmähte, erregte sein besonderes Gefallen vielmehr der Anblick, wie harmonisch die Bauten von Menschenhand mit ihrer landschaftlichen Umgebung im Einklang waren. Daraus erwuchs das Bestreben, die reisend erfahrene Welt festzuhalten, indem er sie mit möglichst vielen Erinnerungsstücken um sich herum aufbaute, als der eigentliche Antrieb zu seiner mannigfaltigen Sammeltätigkeit.

Bald nach der Rückkehr entstand das 1621 datierte Porträt des jungen Mannes (Abb. 7), geschaffen von dem renommierten Bildnismaler Bartholomäus Sarburgh, das eine Erscheinung von fast stutzerhafter Eleganz in modischer Tracht mit kurzen dunkeln, nach hinten gekämmten Haaren, klugen Augen und feingezwirbeltem Schnurrbart unter der kräftigen Nase, sonst aber bartlos zeigt; auf den Lippen liegt der Anflug eines Lächelns, die rechte Hand ist in die Hüfte gestützt, die linke umfaßt spielerisch den Degenkorb. Sein Wesen, gemischt aus Zeitgebundenheit und Selbstbewußtsein, dürfte damit um so eher getroffen sein, als zu ihm durchaus der Eindruck paßt, den auch Faesch's Sammlung erweckt. In ihr wird das Wirken einer überlegt und systematisch, ja wissenschaftlich vorgehenden Persönlichkeit spürbar, die aber, geleitet von klaren, doch freien Vorstellungen, ihre Souveränität auch gegenüber Materien, in die sie sich vertiefte, nicht verlor und davor bewahrt blieb, pe-

dantischem Klassifikationsdrang oder gar, bei aller Massenhaftigkeit beispielsweise der gesammelten Münzen, dem Zwang zur Vollständigkeit in irgendeiner Richtung zu verfallen.

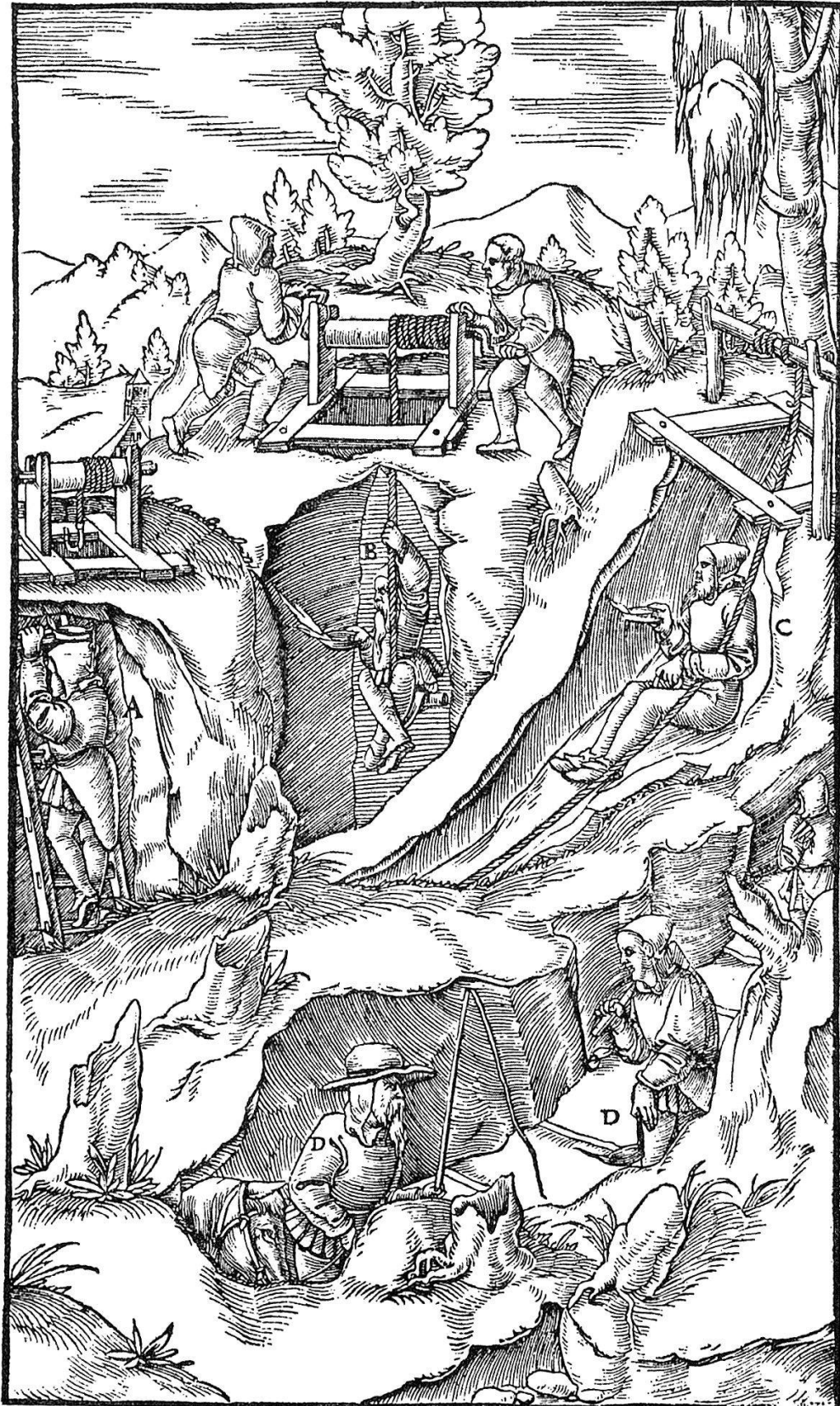
Bei der Verwirklichung seines Lebenswerks, welche durch die für die Schweiz so günstigen Umstände des Dreißigjährigen Krieges zweifellos gefördert wurde, lassen sich unschwer mehrere Etappen unterscheiden. Nach gründlicher Lektüre einschlägiger Literatur begann er 1628 für das damals bereits Vorhandene drei in der Folge ständig nachgeführte Verzeichnisse anzulegen: einen Katalog seiner Bibliothek, die «*Humanae Industriae Monumenta*», eine vorwiegend aus Exzerpten und Inventaren bestehende Kunstenzyklopädie, und daraus als Erweiterung für das Gebiet der Numismatik, mit dem er sich am meisten beschäftigte, den «*Thesaurus Rei Numariae*». Daneben pflegte er mit Kollegen und Lieferanten – viele Adressaten waren beides zugleich – eine ausgedehnte Korrespondenz, die leider zum größten Teil verschollen ist. Während der 1630er Jahre nahm die Sammlung, weil Faesch offenbar durch das akademische Amt stark beansprucht war, nach Ausweis eines Inventariums von 1641 nur langsam zu, darauf aber folgte ein Jahrzehnt der Ankäufe bis zu zwei weiteren, 1648 erstellten Inventaren über Holzschnitte und Kupferstiche und über Gold- und Silbersachen und Münzen.

Mit dem Umzug in ein Haus nebst Garten am Petersplatz fand die Sammlung 1653 ihre bleibende Heimstätte (Abb. D), so daß Faesch seine Briefe fortan «*ex musaeo*» datierte. Auf zwei Stockwerken vereinigte dieses – später erweitert durch Nachfahren des Stifters – schließlich 5000 Bücher aus allen Wissensgebieten im unteren, 150 Gemälde, über 1000 Handzeichnungen, rund 2000 Holzschnitte, einige tausend Kupferstiche, mehr als 8000 Münzen und Medaillen, von 5000 antike, ferner Plastiken, Abgüsse, Schmuckstücke in Gold und Silber, Antiken, Kuriositäten, Naturalien mit der kunst-



LIBER SEXTVS.

Descendens scalis in puteos A. Insidens in bacillo B.  
Insidens in corio C. Descendens gradibus in saxo incisus D.





und münzgeschichtlichen Fachliteratur im oberen. Unter den Kunstwerken eigens erwähnt zu werden verdienen wenigstens 96 von Dürers vielberufenen Holzstöcken zur Illustration des Terenz und Holbeins Bildnisse des Bürgermeisters Jakob Meyer zum Hasen und seiner Gattin, der Ururgroßeltern von Faesch; die aus dem gleichen Auftrag herrührende Darmstädter Madonna hatte hingegen schon der Großvater nach auswärts verkauft.

Die Bücher stellen zur Hauptsache eine Gebrauchsbibliothek dar, die ein polyhistorisch Interessierter, soweit ersichtlich ohne vorgefaßten Plan, sondern nach Bedürfnis, Neigung und Gelegenheit, wie es der Augenblick gebot, zusammengetragen hat. So ist vielfach derselbe Text in mehreren Ausgaben oder Auflagen vertreten, und äußerlich tragen die Bücher, abgesehen von den kostbarer gebundenen Dedikationsexemplaren, ein zwar einheitliches, aber keineswegs auffälliges Gepräge. Sie enthalten über 5500 Titel, weil die in Sammelbänden vereinigten Schriften jene Werke, die mehrere Bände umfassen, zahlenmäßig übertreffen. Den meisten Raum nimmt naturgemäß die Ju-

risprudenz, Faeschs Lehrfach, mit über tausend Titeln ein, unter denen sich viel römisches und kanonisches Recht, einige Volksrechte und mittelalterliche Texte, die Schriften der meisten kontinentalen Rechtsgelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts mit ergänzenden Spruchsammlungen und Gerichtsordnungen finden. Nahezu auf den gleichen Umfang kommt die Theologie mit Bibeln und Kommentaren dazu, mit patristischen und scholastischen Traktaten und mit Flugschriften aus dem Zeitalter der Glaubensspaltung, wobei die protestantischen Polemiker überwiegen, katholische aber so wenig fehlen wie die Basler Ausgabe des lateinischen Korans von 1543, die erste in einer abendländischen Sprache. Ein weiteres gutes Tausend ergeben zusammen die «*Historici et chronologici*» und die «*Politici et oeconomici*»; unter jenen sind vor allem die antiken und die humanistischen sowie einige byzantinische, mittelalterliche und landeskundliche Geschichtsschreiber und Geographen, unter diesen im wesentlichen Faeschs Zeitgenossen zu verstehen, doch können sie von ihren Themen her weder untereinander noch gegenüber den Juristen eindeutig abgegrenzt werden.

Die verbleibende kleinere Hälfte teilt sich, soweit sie aus Titeln überwiegend in lateinischer, daneben in deutscher und griechischer Sprache besteht, ungefähr zu je einem Viertel in Dichtungen der Antike und von Humanisten, in philosophische Abhandlungen, unter dem Begriff der «*Antiquitates*» in Arbeiten zur Philologie und Kunstgeschichte mit Einschluß der Numismatik und schließlich in Werke über Medizin und die Naturwissenschaften; darunter befindet sich freilich viel Volkstümliches und Scheinwissenschaftliches zur Alchimie und Magie. Ferner besaß Faesch neben vereinzelten Titeln in allerlei entlegeneren slawischen und orientalischen Sprachen noch 200 französische und, gewiß in Erinnerung an seine Bildungsreise, fast 500 italienische Bücher, im Gegensatz zu den vielen französischen Übersetzungen beinahe ausschließlich Original-

#### ZUR NEBENSTEHENDEN ABBILDUNG

C Georgius Agricola, *De re metallica libri XII*, Basileae 1556. Das erste systematische Handbuch des Bergbau- und Hüttenwesens, das von der Auffindung und Förderung der Lagerstätten über die verschiedenen metallurgischen Verfahren bis zu den Organisationsformen der Bergwerksgesellschaften reicht, beruhte auf der eigenen Anschauung und Erfahrung von Georg Bauer (gestorben 1555), die er als Stadtarzt und Bürgermeister im sächsischen Erzgebirge hatte gewinnen können. Noch 1912 wurde das Werk vom Montaningenieur Herbert Hoover, dem späteren Präsidenten der USA, ins Englische übersetzt. Die 273 genauen und anschaulichen Holzschnitte von Hans Rudolf Deutsch, dem Sohn von Niklaus Manuel, gelten vor allem Installationen und Maschinen, in der Abbildung den Arten des Einstiegs in den Schacht mittels Leiter, Winde, Seil oder Treppe. Für Faesch war die Materie von besonderem Interesse wegen seiner numismatischen Vorliebe. Er besaß denn auch mehrere Exemplare, von denen das schönste der Verleger Hieronymus Froben drei Monate nach Erscheinen seinem Halbbruder und Kollegen Johannes Herwagen Junior geschenkt hatte. Signatur: h v I 22.

pleni tuae Regis. Nam etiam Regiae. pro more tractata. omnia tu.  
 quibus praecula, ubi etiam commodi haberi possunt; quod si ita est, rogo  
 maxime, ut ex illi genere tuam auctoritatem t. a. 1 et dimidi ducatorum  
 tuam etiam argentorum, quorum hinc dubio tanta quodam procula, mei in  
 gratiam comparare ne graveris, auctorem ex quo genere tuum non nisi  
 argentorum vero libra, et si forte daretur optio, mitti iura, ut te libere  
 rogo: quicquid hoc nec expendis, ea quae praeest fide et diligenter  
 restituam, qua et meam missam operam et studia prompta praestabo  
 offero. Ea facis meis una retinere, geminam probat florem hinc  
 caedem. Cum raris et floribus serie admirabili, quorum rariem quia non,  
 dum mater in celo designare nequeas, faciem id tuo deo valente ten.  
 posse. De turris nostris Helaticis, iam deo benedicente compositis  
 et pacatis, supplicio de facinoris eius principibus iungit, quicquam  
 opus nos. hic dubio perscrutaveris nihil addo. Meum memento. Hel.  
 meliam nostram ferret in pace, tibi quin etiam tuus benedicat ad  
 unde et ad omnia tua fuerat quodam Divinitate affinis in qua flo.  
 renter. Habere ex deo Petro xiii. Cal. Aug. co hoc illi.  
 Tuus semper et ubique  
 paratus. A. Petrus d.

D. Brief von Remigius Faesch an Dr. Lucas Schreckius vom 20. Juli 1653. Er zeigt dem Freund, einem Arzt in Augsburg, seinen Umzug in das Haus am Petersplatz  
 an (daher «ex Luceo Petrino»), bittet für den dortigen Garten um Samen bestimmter Pflanzen, (hier beginnt die Wiedergabe:) wofür er eigene anbietet, und um Augs-  
 burger Gold- und Silbermünzen aus Anlaß der künftigen Krönung des römischen Königsparces, die er zu vergüten verspricht. Signatur: G I 27.

werke, die mit auffälliger Häufigkeit militärwissenschaftliche Gegenstände behandeln.

Seinen Lebensbereich widerspiegeln auch die Druckorte, unter denen Basel, wie es naheliegt, durchaus dominiert, während uns andere praktisch nur aus Deutschland, Frankreich und Italien begegnen. Inkunabeln sind verhältnismäßig wenige vorhanden, wie Faesch überhaupt, soweit ihn nicht die prächtigen Beispiele der erblühenden Kupferstichkunst verlockten, kaum darauf ausging, ausgesprochene Kostbarkeiten zu erwerben. Manches Werk seiner Bibliothek, das heute trotzdem teuer gehandelt wird, ist aus dem überlieferten Bestand leider verschwunden. Die Vorbesitzer anzugeben, versäumte er namentlich dann nicht, wenn es von ihm offensichtlich so hochgeschätzte wie Erasmus, Hutten und die Basler Druckerherren waren. Im übrigen aber hat seine Auseinandersetzung mit den gesammelten Büchern in diesen selbst kaum Spuren hinterlassen.

Intensiver beschäftigte er sich, den Eintragungen nach zu schließen, mit den wiederum meist lateinischen, sodann griechischen und deutschen Handschriften, von denen er rund 200 sein eigen nannte. Sie betreffen, wie es sich eben aus den Zufällen der Erwerbung ergab, die verschiedensten Epochen und Themen. Neben zahlreichen illustrierten Manuskripten baslerischer Provenienz von hoher Qualität stehen eine ganze Gruppe karolingischer Codices aus der damals bereits zerstreuten Bibliothek des Klosters Fulda sowie eine Reihe griechischer Handschriften aus dem Besitz von Diego Hurtado de Mendoza, Botschafter Karls V. in Venedig, die über den Bibliothekar des angesehenen Diplomaten und Humanisten zum Basler Buchhändler Heinrich Petri gelangt waren.

Wie seine Bibliothek insgesamt, so legte Faesch eigenhändig auch ihren Katalog ohne besonderen Aufwand ganz auf Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit an. Für die Werke in lateinischer und deutscher Spra-

che nahm er eine systematische Einteilung nach den vier Fakultäten vor, wobei er die artistische in Fachgebiete aufgliederte, und jede Sachgruppe unterteilte er, sofern es die Zahl der Titel erforderte, weiter nach Formaten. Dann folgen die griechischen, französischen, italienischen und spanischen Bücher und solche in «exotischen» Sprachen, und den Beschluß machen die Manuskripte, geschieden in «antiqui», das heißt mittelalterliche, und «novi» des 15. und 16. Jahrhunderts. Nur sechs Werke waren auf diese Weise nicht unterzubringen und mußten zu einer eigenen Rubrik vereinigt werden: zwei Fechtbücher, ein Pferdedressurbuch, ein Kochbuch und ein Schachbuch auf deutsch sowie eine lateinische Sammlung antiker Jagdschriftsteller. Jeder Abteilung wurden so viele Blätter reserviert, wie ihre bereits vorhandenen und in der Folge noch dazukommenden Titel voraussichtlich brauchten; wo sie nicht ausreichten, wurden nachträglich einfach leere Blätter der vorhergehenden Abteilung benützt. Wegen der notgedrungen unscharfen Abgrenzung oder gar Überschneidung verschiedener Sachgebiete bereitete die Zuweisung manchen Werks offenkundig Schwierigkeiten, wie häufige Durchstreichungen und Eintragungen desselben Titels an mehreren Stellen verraten. Ebenso erscheinen viele münzkundliche Bücher unter den «Antiquitates», obschon eine Abteilung «De re nummaria» besteht, und die «Oeconomici» wurden zunächst mit den «Ethici» und erst danach mit den «Politici» verbunden.

Die Titelaufnahmen selbst, voneinander durch waagrechte Striche über die ganze Blattbreite abgetrennt, sind so knapp wie möglich gehalten und nennen in der Regel bloß den Autor mit abgekürztem Vornamen im Genitiv, den verkürzten Sachtitel, den Druckort und das Erscheinungsjahr. Noch summarischer wurde bei Sammelbänden verfahren, für die meist nur das Thema der in ihnen vereinigten Schriften angegeben ist. Spärlich sind auch die Annotationen, die sich auf die Herkunft eines Werks, dessen



V I R O

NOBILISSIMO, CONSULTISSIMO, EXCEL-  
lentissimo, Domino

REMIGIO FÆSCHIO,

J. U. D. CLARISSIMO, ET IN FAMOSISSIMA  
Basiliensium Academia Professore celeberrimo;

DOMINO SVO OMNI HONORIS OBSERVAN-  
tiæque cultu prosequendo.



*ON tam pulcrè, quàm verè quondam  
Iulius Pacius in præfatione Organi Ari-  
stotelici scripsit, Vir nobilis, excellentissi-  
me, eruditione, prudentiâ rerumque usu  
eminentissime, domine cognate FÆSCHII,  
omni officiorum cultu mihi prosequende,  
DEUM ter Opt. Max.*

*E Martin Zeiller, Topographia Galliae, Frankfurt 1655–1661. Dieses Abbildungswerk stellt in mehrfacher Hinsicht eine Besonderheit der Faeschischen Bibliothek dar. Es soll sich um das einzige bekannte Exemplar in lateinischer Sprache handeln, mit Kupferabzügen von außergewöhnlicher Qualität und gebunden in dunkelbraunes Maroquin mit goldgeprägten Verzierungen und Goldschnitt; der erste Band beginnt mit einer schwungvollen Vorrede des Verlegers Caspar Merian, in der das stete Wohlwollen von Faesch für die Familie Merian und seine Bereitwilligkeit, zeichnerische Vorlagen für das Buch zur Verfügung zu stellen, gepriesen werden. Signatur: E UU I 41–43.*

Erhaltungszustand oder die Illustrierung be-  
ziehen. Ganz ausnahmsweise wird auf eine  
bibliophile Besonderheit hingewiesen, so  
wenn Faesch zur Mainzer Ausgabe der  
«Summa Theologiae» des Thomas von  
Aquino 1471 durch Peter Schöffer, «den  
Erfinder der Druckkunst», ausdrücklich  
vermerkt, sie sei «mit höchst zierlichen Let-  
tern, den ersten Beispielen dieser neuen ty-  
pographischen Kunst», gedruckt.

Drei Tage vor seinem Ableben, am 24. Fe-  
bruar 1667, setzte Faesch eine «Sonderbare  
Verordnung» auf, nach der seine Samm-  
lung im Haus am Petersplatz verbleiben  
und in erster Linie durch seinen Bruder  
Christoph und dessen Nachkommen, in  
zweiter durch einen Neffen, in dritter durch  
die Söhne eines andern Bruders, in letzter  
durch irgendeinen Angehörigen des Ge-  
schlechts Faesch verwaltet werden sollte,

immer unter der Voraussetzung, daß der Betreffende dazu imstande sei, den juristischen Doktorgrad besitze und am Petersplatz wohnen werde; andernfalls würde die Liegenschaft an den nächstberechtigten Erben, die Sammlung an die Universität gehen. Diese wartete, obschon die Familie seit 1712 nur noch einen Licentiat iuris besaß, 60 Jahre ab, bis sie ihren Anspruch geltend machte. Die deswegen vorgenommene Inventarisierung brachte eine schlimme Unordnung zutage: die Bücher lagen in Haufen auf dem Boden, die Münzen waren durcheinandergeworfen, ein Gemälde wurde vermißt. Gleichwohl wurde die Klage der Regenz, nachdem sie ein Vergleichsangebot zur gemeinsamen Verwaltung mit zwei weiteren Ansprechern ausgeschlagen hatte, von Regierung und Stadtgericht 1776 abgewiesen.

Ein neuerliches Disputieren und Prozessieren, während dessen das Museum vorsichtshalber versiegelt blieb, hob beim Tod des Professors Johann Rudolf Faesch 1817 an; denn Herbergmeister Faesch, ein entfernterer Verwandter, war bloß Candidatus iuris und wartete trotz wiederholter Ermahnung und Versicherung mit der Promotion bis 1821 zu. Deshalb wurde auf Grund eines Rechtsgutachtens, das die juristische Doktorwürde als zu den von Remigius Faesch seinerzeit «erforderten Requisiten» gehörig bezeichnete, durch Entscheidung des Appellationsgerichts vom 20. Mai 1823

die Sammlung endlich der Universität zugesprochen, welche die Bücher sogleich der Bibliothek einverleiben ließ. Für das Verfahren, den Umzug, die Instandstellung und die Einrichtung hatte sie 2200 Franken auszugeben, woran die Regierung nur deren 1000 bewilligte. Die Faeschischen Erben konnten in langen Verhandlungen zum Verzicht bewogen werden, einzig ein Tapezierer beharrte auf einer Abfindung. Aber wie der Geschichtsschreiber der Universitätsbibliothek abschließend zu Recht bemerkt: «Es war schon der Bibliothek wegen wohl der Mühe wert, so ernstlich darum zu kämpfen.»

Friedy Gröbli

#### BIBLIOGRAPHISCHE NOTIZ

Die Angaben beruhen für die Biographie auf Andreas Staehelin, Geschichte der Universität Basel 1632–1818, Basel 1957, bes. S. 307f., 413f., 553 Nr. 36;

für die Italienreise auf Verena Vetter, Baslerische Italienreisen vom ausgehenden Mittelalter bis in das 17. Jahrhundert, Basel 1952, S. 169ff.;

für die Sammeltätigkeit auf Emil Major, Das Fäschische Museum und die Fäschischen Inventare, in: Öffentliche Kunst-Sammlung in Basel, LX. Jahres-Bericht 1908;

für die Bibliothek auf dem handschriftlichen Katalog der «Bibliotheca Remigii Feschii. J. C. Basiliens.» (Universitätsbibliothek Basel A.R.I. 11) nebst Stichproben am Material;

für ihr späteres Schicksal auf Andreas Heusler, Geschichte der Öffentlichen Bibliothek der Universität Basel, Basel 1896, S. 53–62.



#### LA LECTRICE IDÉALE

*Jean-Jacques Rousseau sur le succès, à Paris, de sa «Nouvelle Héloïse» (1761), roman d'amour, concentré entre trois personnes et qui oppose une action simple aux «événements inouïs» et la multitude incessamment changeante des personnages dans le roman à la mode. Passage tiré des «Confessions», livre onzième.*

Toute ma crainte était qu'à force de simplicité ma marche ne fût ennuyeuse, et que je n'eusse pu nourrir assez l'intérêt pour le soutenir jusqu'au bout. Je fus rassuré par un

fait qui seul m'a plus flatté que tous les compliments qu'a pu m'attirer cet ouvrage.

Il parut au commencement du carnaval. Le colporteur le porta à madame la princesse de Talmont\*, un jour de bal de l'Opéra. Après souper, elle se fit habiller pour y aller, et, en attendant l'heure, elle se mit à

---

\* Ce n'est pas elle, mais une autre dame dont j'ignore le nom. (Note de Rousseau.)